



Sarah Brommer/
Christa Dürscheid (Hrsg.),
Mensch. Maschine.
Kommunikation. Beiträge
zur Medienlinguistik.

Tübingen: Narr Francke
Attempto 2021. 277 S.
ISBN 978-3-8233-8471-7 (Print),
ISBN 978-3-8233-9471-6 (PDF),
ISBN 978-3-8233-0319-0 (ePub).

MICHAEL SZURAWITZKI

Dass Menschen und Maschinen miteinander kommunizieren, ist bereits seit geraumer Zeit eine Perspektive, die in ganz verschiedenen Sphären Aufmerksamkeit findet. Bereits 1978 betitelte die Düsseldorfer Band *Kraftwerk* ihr visionäres siebtes Studioalbum *Die Mensch-Maschine* und lässt sich bis heute von Robotern auf der Konzertbühne vertreten. Diese letztgenannte Praxis kann durchaus schon als beginnende Annäherung bis hin zur Verschmelzung von menschlichen und maschinellen Verhältnissen und Aktionen angesehen werden. Während dies in den 1970er Jahren noch verhältnismäßig viel Aufmerksamkeit erregte, so ist es in den zwanziger Jahren des 21. Jahrhunderts Alltag, dass wir Menschen Maschinen verwenden, mit denen wir kommunizieren. Und dies nicht nur so, dass bloß wir die Kommunikant:innen sind, sondern auch die ganz verschiedenartigen technischen Geräte kommunizieren proaktiv mit uns – egal ob Smartphone, Sprachassistentensoftwares oder in das Internet der Dinge integrierte Haushaltsgeräte etc. Um sich diesem ständig wandelnden und entwickelnden Technik- und Forschungsfeld aus medienlinguistischer Perspektive zu nähern, legen Sarah Brommer (Bremen) und Christa Dürscheid (Zürich) den hier besprochenen Band vor. In ihm sind im wesentlichen studentische Arbeiten publiziert¹.

Dieser gliedert sich nach der Einleitung durch die Herausgeberinnen, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Mensch-Mensch- und Mensch-Maschine-Kommunikation thematisiert, in vier wesentliche Teile: Der sogenannte Teil A umfasst insgesamt vier Beiträge, die sich unter dem Titel „Mensch-Mensch-Kommunikation via Maschine“ verschiedenen relevanten Phänomenen widmen. Im Teil B, der den Titel „Mensch-Maschine-Kommunikation I: Kommunikation mit Robotern“ trägt, sind ebenfalls vier Beiträge aufgenommen worden. Der Teil C widmet sich „Mensch-Maschine-Kommunikation II: Kommunikation mit Assistenzsystemen“ und hat somit ebenfalls einen distinktiven Schwerpunkt. Abschließend steht als Teil D ein Exkurs mit dem wohl gewollt kryptisch gehaltenen Titel „Mensch. Maschine. Menschmaschine“, wobei der Titel den eingangs genannten Namen des *Kraftwerk*-Albums aufzunehmen scheint (wenn auch in geringfügig abweichender Orthographie).

1 Mit Ausnahme der Texte von Ilona Straub und Oliver Bendel.

Die erste Frage, die sich bei der Rezeption des Titels des o.g. Bandes stellt, ist, was eigentlich mit „Maschine“ gemeint ist. Im einleitenden Beitrag fassen Brommer/Dürscheid den Terminus zunächst wie folgt: „Den Ausdruck *Maschine* verwenden wir zunächst als Sammelbezeichnung für verschiedene – vorsichtig ausgedrückt – technische Vorrichtungen, subsumieren darunter also sowohl Roboter, Chatbots, Sprachassistenten (Voicebots) als auch technische Apparate wie Handy und Computer.“ (S. 8, Hervorhebung im Original) Dies gilt als Ausgangspunkt, bevor in den einzelnen Beiträgen jeweils genauer in den Blick genommen wird, um welche „Maschinen“ es konkret geht. Danach steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern der Band der Medienlinguistik zuzuordnen ist. Diese motivieren die Autorinnen folgendermaßen: Es geht mithin um den Einfluss medialer Veränderungen auf Sprache und Kommunikation in den Medien – hier u.a. über den sich über technische Weiterentwicklungen ständig ändernden (d.h. größer werdenden) Einfluss von Smartphones, die mehr und mehr Dinge können. Danach wird, auch korpuslinguistisch, diskutiert, welche begrifflichen Unterschiede es zwischen Maschine, Automat und Roboter gibt – dies kann hier aus Umfangsgründen nicht vertieft werden. Eher sollte auf den anschließend stehenden Abschnitt (S. 17–22) zum Spannungsfeld Maschinen, Menschen und Vertrauen eingegangen werden. Gibt es Vertrauen, wenn Menschen mit Maschinen kommunizieren? Vielleicht liegt dabei potenziell eine gesunde Grundskepsis vor; manchmal können Menschen aber nicht (mehr) erkennen, dass sie (schon) mit Maschinen kommunizieren. Hierzu wird das Beispiel des jemanden anrufenden Chatbots angeführt (S. 18), der eine Restaurantreservierung durchführen möchte, und der dazu verwendete sprachliche Frame entsprechend so angelegt ist, dass die Menschen am anderen Ende der Leitung womöglich gar nicht auf die Idee kommen, dass sie es mit einer Maschine zu tun haben. Anders sieht es hingegen bei Robotern aus: bei so genannten humanoiden Robotern ist eine physische Ähnlichkeit zum Menschen gewollt. Es wird aber auch konstatiert, dass wir uns bisher nicht wesentlich vor einer Übernahme menschlicher Kulturtechniken durch Roboter fürchten müssen: „Denn im Gegensatz zu Menschen können Maschinen nicht alle beliebigen Arten von Informationen verarbeiten und nur solche Aufgaben bewältigen und Probleme lösen, für die sie programmiert wurden. Entsprechend bleiben auch die Unterschiede in der Mensch-Mensch- und Mensch-Maschine-Kommunika-

tion bestehen. Ob diese Grenzen jemals verschwimmen, halten wir für fraglich [...]“ (S. 21–22). Nachdem hiermit die Grundlage für eine differenzierte Betrachtung gelegt ist, blicken wir in der Folge auf die einzelnen Beiträge zu den thematischen Bereichen des Bandes.

Teil A befasst sich mit dem Bereich „Mensch-Mensch-Kommunikation via Maschine“. Den Anfang macht Linda Bosshart, die WhatsApp, iMessage und E-Mail mit Blick auf das technisch Mögliche und das tatsächlich Realisierte vergleicht (S. 31–68). Darauf folgt ein Text von Roberto Tanchis und Leonie Walder, der Animojis aus linguistischer Perspektive analysiert (S. 69–84). Hiernach steht Mia Jennis Betrachtung zur virtuellen Influencerin Lil Marquela (S. 85–101). Florina Züllli versucht im letzten Beitrag von Teil A, die Evolution des Online-Datings anhand der Benchmarks Parship, Tinder und künstlicher Partner nachzuzeichnen (S. 102–130).

WhatsApp weist nach den erzielten Resultaten Bossharts den höchsten Grad an Synchronizität auf, iMessage und E-Mail in der genannten Reihenfolge haben einen niedrigeren Grad der Synchronizität (S. 52). Der Grad der Reflektiertheit scheint bei iMessage, das nur auf Apple-Geräten verfügbar ist, nach ihren Ergebnissen höher (S. 52), da aufgrund der Schnittstelle vielleicht eher die SMS-Kommunikation mit iMessage verbunden [womöglich sogar verwechselt (?); MSZ] wird. Die E-Mail weist eine vergleichsweise hohe Synchronizität auf, was auf die Möglichkeit der mobilen Bearbeitbarkeit und der Push-Funktionen zurückzuführen sein kann (S. 52). Für mich überraschend wird hier nicht diskutiert, dass soziale (berufliche) Erfordernisse eine gesteigerte Geschwindigkeit und somit einen höheren Grad von Synchronizität begünstigen, zumal Interaktion auf beruflicher Ebene oft zwangsläufig über das Medium E-Mail stattfindet, da WhatsApp und iMessage-Kontakt (ggf. (noch)) nicht besteht. An dieser Stelle ließe sich auch auf semiotischer Ebene weiter diskutieren: Braucht es bei der E-Mail in vorwiegend beruflichen Kontexten eine möglichst breite Bespielung verschiedenartiger semiotischer Elemente? Bossharts Studie ist insofern nützlich, als genug Raum zur weiteren Reflexion eröffnet wird.

Tanchis/Walder begeben sich im Gegensatz zu Bosshart auf linguistisch neues Terrain, indem sie der interessierten Community Animojis näherbringen. Die Entwicklungsgeschichte hin zu Animojis wird skizziert, und es wird erläutert, was Animojis eigentlich sind: „Ein Animoji ist [...] ein gross-

formatiges, animiertes 3D-Emoji, welches die Mimik der [auf Video; z.B. mit der Smartphone-Kamera; MSZ] aufgenommenen Person auf das Emoji überträgt und die parallel dazu aufgenommenen Sprachbotschaften wiedergibt. Kurz: es kombiniert die bekannten Emojis mit der Stimme der Person zu einem Videoclip – deshalb auch die Bezeichnung *Animoji*, was ein Portemonteu-Wort aus *Animation* und *Emoji* ist.“ (S. 71, Hervorhebungen im Original) Anschließend werden Animojis linguistisch auf mehreren Ebenen untersucht. Zunächst wird auf die visuelle Ebene fokussiert und eine Relation zu den (bekannteren) Emojis hergestellt; auf der auditiven Ebene wird vor der Vergleichsfolie von Sprachnachrichten gearbeitet. Analysen von Verwendungsbeispielen bieten Aufschluss über die Kommunikation mit Animojis. Abschließend wird eine Prognose dazu abgegeben, „wohin die Auseinandersetzung mit Animojis führen könnte“ (S. 70): diese läuft auf Selbstdarstellungsversuche und ‚Spektakel‘ (S. 81) hinaus, das mit „Avataren in Online-Spielen oder Chatforen“ (S. 82) verglichen werden kann, wobei hier Grenzverläufe zwischen Avatar und realer Person (natürlich) verschwimmen.

Jenni untersucht in ihrem Beitrag die Kommunikation rund um die virtuelle, nicht real existierende Influencerin Lil Miquela. Im gegebenen Spannungsfeld der Mensch-Mensch-Kommunikation wird untersucht, welche Faktoren dazu führen, dass Lil Miquela als menschlich wahrgenommen wird und in welcher Beziehung sie zu anderen, menschlichen Influencer:innen in den Sozialen Medien steht (S. 86). Zu diesem Zweck werden einige Instagram-Posts von Lil Marquela analysiert. Als Fazit formuliert Jenni u.a.: „Interessant wird die Figur Lil Marquela [...] durch die ausgeklügelte Selbstreflexion und Offenlegung der eigenen Künstlichkeit. Dadurch nimmt sie erstens allen Kritiker*innen den Wind aus den Segeln und zweitens wird jeder Post so zu einem Kommentar über die Social-Media- Plattform *Instagram* selbst.“ (S. 99, Hervorhebung im Original) Aus meiner Sicht verbleibt fraglich, inwiefern wir es beim analysierten Phänomen mit etwas Zukunftsträchtigen zu tun haben. Ähnliches gilt für die Perspektive im Online-Dating hin zu künstlichen Partner:innen, wie sie im Beitrag von Florina Zülfi eröffnet wird.

Teil B (Titel „Mensch-Maschine-Kommunikation I: Kommunikation mit Robotern“) beginnt mit einem Beitrag von Ilona Straub zur Mensch-Roboter-Interaktion. In dieser Untersuchung werden präkommunikative und kommunikative Erwartungshaltungen an einen sozialtechnischen Akteur (den


Roboter) thematisiert (S. 133–148): „Erwartet werden: autonome Reaktionen auf Aufmerksamkeitshascher, Autonomie in Bezug auf allgemeine Bewegungs-, Reaktions- und Interaktionsfähigkeiten, interaktive Antworten auf symbolische Gesten, das Erkennen und Erwidern von Interaktionsversuchen, das Verfügen über eine Wirksphäre, adäquate motorische Aktionen, Etablierung von direktem Kontakt. All dies kann einen positiven Einfluss auf den Zuspruch eines Akteursstatus haben.“ (S. 146) Straub hält fest, dass „die zwischenartige Interaktion durchaus gelingen kann. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Eigenschaften des Roboters mit denen der menschlichen Personen korrespondieren. Im Laufe der Erkundung des Roboters wurden viel mehr zentrale Unterschiede zu menschlichen Wesensmerkmalen deutlich, die sich u.a. in Beschränkungen des Ausdrucks der Wahrnehmungsfähigkeit und der Bewegung [sic] bemerkbar machten. Diese unübersehbaren Eigenarten können zu Abweichungen in den bisher geltenden Erwartungshaltung hinsichtlich der Eigenschaften eines sozialen Akteurs führen.“ (S. 147) Daher gelte es, neue Erwartungshaltungen für zukünftige Mensch-Roboter-Interaktionen zu formulieren.

Jana Seebass schreibt zu Robotern als Partnerersatz und fokussiert auf Streitgespräche in der Mensch-Mensch- und Mensch-Maschine-Kommunikation (S. 149–176) am Beispiel der Episode *Be right back* der Netflix-Serie *Black Mirror*. Dabei lautet das (ein wenig überraschende) Fazit, dass sowohl Menschen – wie auch Roboter – konfliktfähig sein müssen; nur gibt es (noch) keine Roboter, mit denen man sich so richtig streiten kann. Rahel Straubli reflektiert zur Anthropomorphisierung von Robotern als vertrauensfördernder Strategie (S. 177–190). Zumindest könne auf einer Metaebene von ‚Vertrauen in Maschinen‘ gesprochen werden (S. 188). Eine Strategie könne dabei eine sprachliche ‚Vermenschlichung‘ von Robotern, etwa über die Benennung mit eigennamenähnlichen Typbezeichnungen sein. Andrea Knoepfli analysiert anhand aktueller Beispiele, mit welchen Strategien Pflegeroboter Vertrauen erzeugen (S. 191–208). Dieser Aufsatz beschließt den Teil B. Als Herausforderung wird angemahnt, dass kein (in der Pflege u.U. lebensnotwendiger) Vertrauensaufbau möglich ist, bevor Roboter nicht absolut einwandfrei funktionieren. Probleme existierten neben der Bewegungsfreiheit auch in der Spracherkennung.

Der Titel von Teil C lautet „Mensch-Maschine-Kommunikation II: Kommunikation mit Assistenzsystemen“. Dieser dritte Teil des Bandes umfasst zwei Beiträge mit besonders aktueller Ausrichtung. Zunächst widmet sich Julia Degelo der Frage, wie eine genderneutrale Sprachassistentin spricht (S. 211–225). Vor dem Hintergrund der emotional geführten Diskussionen um Gendersprache ist es logische Konsequenz, dass auch für virtuelle Assistent:innen diese Frage diskutiert wird. Als potenzielle Lösung „würde sich eine Sprachassistentin mit genderneutraler Stimme und absichtlich genderneutralem Sprechverhalten anbieten. Allerdings sind mit diesem Vorschlag auch einige Komplikationen verbunden. So müsste beispielsweise entschieden werden, ob nun das genderneutrale Sprechverhalten der Sprachassistentin oder das selbstlernende Verfahren wichtiger ist. Beides lässt sich nicht verbinden, da eine selbstlernende Sprachassistentin durch den Sprachgebrauch der Nutzenden beeinflusst wird.“ (223) Der zweite Beitrag in Teil C stammt von Ann Fuchs und Zora Naef (S. 226–245). Sie betrachten Smart Homes im öffentlichen Diskurs (hier: in Online-Tageszeitungen) und thematisieren dies anhand dreier Fallbeispiele, konkret eines Beitrages aus dem ZEIT Magazin, der Online-Ausgabe der WELT, sowie der Schweizer Gratiszeitung 20 Minuten. Es werden für das kleine Korpus Verschränkungen zwischen Laientum und Expertentum festgestellt, ebenso kommen alle analysierten Beiträge ohne hypertextuelle Strukturen aus, anhand derer z.B. Fachtermini hätten durch Verweise erklärt werden können.

Im abschließenden Teil D, dessen Titel oben bereits diskutiert wurde, widmet sich Oliver Bendel im einzigen englischsprachigen Beitrag des Bandes der Frage des so genannten Bodyhacking (S. 249–272). Bendel definiert Bodyhacking als Prozedur „in which one intervenes in the animal or human body with biological and chemical, but above all technical means (computer chips, magnets, devices of all kinds, exoskeletons and prostheses), often with the purpose of animal or human enhancement and sometimes with a transhumanist mentality“ (S. 251). Der Artikel bietet nach der Einleitung einen informierten Überblick über die verschiedenen einschlägigen Forschungsströmungen und -erträge (speziell in Abschnitt 3.), bevor in Abschnitt 4. ethische Fragestellungen zum Bodyhacking thematisiert werden. Abschließend wird die Frage aufgeworfen, ob sich Bodyhacking von einem gesellschaftlichen Randphänomen weiter in Richtung einer breiteren Akzeptanz ent-

wickeln könnte. Bendel sieht das Potenzial dafür; sicher gibt es in diesem Zusammenhang kontroverse Meinungen und wohl noch einige zu führende Diskussionen.

Insgesamt handelt es sich um einen sehr lesenswerten Band, der zukunfts-gewandte Entwicklungen in den Blick nimmt. Allerdings ist die eingenom-mene Perspektive am ehesten als eurozentrisch beziehungsweise auf die deutschsprachigen Länder beschränkt zu charakterisieren. Dies hat damit zu tun, dass die Autor:innen zumeist Studierende sind. Wünschenswert wäre eine Ergänzung über diesen ‚Tellerrand‘ hinaus gewesen, denn das Verhältnis von Mensch und Maschine ist ein globales Thema des 21. Jahrhunderts. Speziell in Asien gibt es viele Entwicklungen, deren Betrachtung den hier bespro-chenen Band noch bereichert hätten. Aber so lässt sich vielleicht zukünftig auf der Grundlage der von Brommer/Dürscheid umsichtig herausgegebenen Beiträge weiterarbeiten. 

MICHAEL SZURAWITZKI
BEIJING INSTITUTE OF TECHNOLOGY